

A festive winter scene featuring a brightly lit carousel at night. The carousel has a blue and gold canopy and is surrounded by a red metal fence. To the left, a large Christmas tree is decorated with colorful lights. The background is dark, and the foreground is covered in snow. The entire scene is framed by a dark blue border with white snowflake patterns at the top and bottom. The text 'LORI WILDE' is written in gold at the top, and the title 'Schneegestöber im HERZEN' is written in purple and red in the center. The publisher's name 'Weltbild' is at the bottom.

LORI WILDE

Schneegestöber  
im  
**HERZEN**

Weltbild

Schneegestöber im Herzen

## Die Autorin

Lori Wilde ist ausgebildete Krankenschwester, aber sie schreibt seit vielen Jahren Romane, die ihre Leserinnen begeistern. Kein Wunder, dass ihre Bücher immer wieder auf den Bestsellerlisten stehen und in 26 Sprachen übersetzt wurden. Die Filmrechte für einen ihrer Romane sind bereits verkauft. Lori Wilde, die außerdem am College angehende Autorinnen und Autoren unterrichtet, lebt mit ihrem Mann in Texas. Mehr über die Autorin unter [www.loriwilde.com](http://www.loriwilde.com)

Lori Wilde

# Schneegestöber im Herzen

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Annette Nau

**Weltbild**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Christmas at Twilight* bei AVON BOOKS, an Imprint of *HarperCollinsPublishers*, New York

Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Laurie Vanzura

Published by Arrangement with Laurie Vanzura

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Annette Nau

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick, Neusäß unter Verwendung von Motiven von

Shutterstock (© popovartem, © Ozerina Anna, © penguinpie)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-491-3

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Walter Reed National Military Medical Center, Bethesda,  
Maryland*

*22. November*

Delta Force Operator Captain Brian »Hutch« Hutchinson hasste die Gruppentherapie fast so sehr wie die Medikamente, die ihm sein Gehirn vernebelten.

Er saß in einem Stuhlkreis, der aus einem Haufen Ausgebrannter bestand, beobachtete die Uhr über der Tür und zählte die Sekunden, bis dieses Affentheater endlich ein Ende hätte. Er fläzte auf dem harten Holzstuhl und hatte seine Beine, die in sandfarbenen Tarnhosen steckten, von sich gestreckt. Seine muskelbepackten, von Narben übersäten Arme hatte er fest vor seiner Brust verschränkt, und der Wagt-es-bloß-nicht-mich-anzusehen-Ausdruck auf seinem Gesicht hatte eine tiefe Furche zwischen seine Augenbrauen gegraben. Die verdammten Beruhigungsmittel, mit denen sie ihn vollgepumpt hatten, sorgten dafür, dass sich das Innere seines Kopfes so scharfkantig wie Glasscherben anfühlte und gleichzeitig so vernebelt, als habe jemand an einem eisigen Wintermorgen seinen warmen Atem hineingeblasen.

Bist du sicher, dass es nur an den Pillen liegt und nicht an einem Hirnschaden?

Um nicht weiter darüber nachdenken zu müssen, studierte Hutch die olivbraune Wand hinter einem beinlosen

GI in einem Rollstuhl, der ausführlich von seiner Fantasie berichtete, sich den Lauf seiner Dienstwaffe in den Mund zu schieben und der Misere ein Ende zu machen.

Jemand hatte den armseligen Versuch unternommen, den Raum für das bevorstehende Thanksgiving-Fest zu schmücken. Neben der Pappversion eines lebenden Truthahns hing das Bild eines engelsgleichen Jungen in einem Pilgerkostüm, der ein großes schwarzes Gewehr in den Händen hielt. Leuchtend bunte Blätter, die vom Gelände des Krankenhauses stammten, klebten unter den Füßen des Cartoon-Jungen, aneinandergereiht wie ein Pfad, der ihn direkt zu seinem Ziel an der gegenüberliegenden Wand führte. Dort war ein Thanksgiving-Festmahl dargestellt, inklusive eines goldbraun gebratenen Vogels, wie als Vorankündigung dessen, was den unglückseligen Truthahn auf dem Pappschild erwartete.

Im Raum wurde es still. Der Schmerz im Blick des beinlosen GIs war so groß, dass Hutch ihn bis tief in seinen Bauch spüren konnte.

»Wir verstehen alle, was Sie durchmachen«, sagte der Gruppenleiter Major Jenner, ein spindeldürrer Psychologe mit schlecht über die Glatze gekämmten Haaren.

Hutch verschränkte seine Arme fester und schnaubte. Jenner war nie auch nur in die Nähe eines Kriegsschauplatzes gekommen. Er wusste einen Dreck über das Leben. Oder den Tod.

Der Major drehte sich zu ihm und blickte ihn an.

Oh, verdammt. Warum hatte er nur geschnaubt. Bisher hatte er es geschafft, sich außerhalb des Radars des Seelenklempners zu halten.

»Captain Hutchinson, Sie sind nun schon drei Wochen bei uns und haben sich immer noch nicht der Gruppe geöffnet. Es wird langsam Zeit.«

Was zum Teufel? Hutch blickte finster drein und klopfte auf die Narbe unten an seinem Hals.

Jenner neigte seinen Kopf und warf Hutch über den Rand seiner Brille einen Es-ist-nur-zu-deinem-Besten-Blick zu. »Ja, ja, Sie wurden am Hals verletzt, aber haben Sie überhaupt mal probiert zu sprechen?«

Was dachte dieser Hurensohn eigentlich, was er den ganzen Tag tat, wenn er nicht in diesem engen Raum mit fünf anderen Kerlen festsäß, die genauso am Arsch waren wie er?

Wut loderte in ihm auf. Er setzte sich gerade auf seinen Stuhl und presste seine zu Fäusten geballten Hände gegen seine Schenkel. Er war einmal der lockerste Operator in seinem Team gewesen, immer ein Lächeln auf dem Gesicht, immer zu einem Scherz aufgelegt. Mehr Freunde, als er hatte zählen können. Er war derjenige gewesen, der Streit geschlichtet, die Wogen geglättet hatte. Weil er so unerschütterlich, so cool gewesen war, hatten ihm die anderen Mitglieder seines Teams, das sowieso schon berüchtigt für seine kühlen Köpfe gewesen war, den Spitznamen Iglu verpasst. Aber diese Tage gehörten der Vergangenheit an.

So wie alles andere auch.

Er starrte auf seine linke Hand, an der der Zeigefinger fehlte. Ein verlorener Finger, eine lädierte Luftröhre, eine Prise posttraumatische Belastungsstörung; er hatte Glück gehabt, verdammtes Glück, und das wusste er. Er brauchte nur hinüberschauen zu dem beinlosen GI, um das bestätigt zu



bekommen. Er hatte es geschafft, zurückzukommen, und das fast in einem Stück. Nicht so der Rest seiner Truppe.

Einziger Überlebender.

Ihm war nie bewusst gewesen, wie schrecklich diese beiden Worte waren. Die Namen seiner gefallenen Teamkameraden waren für immer in sein Gedächtnis eingebannt – Joe Prince, Lincoln Johnson, Rick Guitierrez, Kwan Lee und Michael Keller. In der Unit liebevoll Razor, Axe, Hurricane, Wolf und Killer genannt. Der Gedanke, dass er sie nie wieder sehen würde, zerriss ihn innerlich.

Er beschloss, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, und nahm die Zaubertafel in die Hand, die sein Sprachtherapeut ihm gegeben hatte. Es handelte sich um eine Kinder-Zeichentafel, bei der man das Gemälde mittels eines Schiebers wieder löschen konnte – ein Spielzeug, das man in den 1960-ern und 70ern gerne in die Weihnachtsstrümpfe der Kinder gesteckt hatte. Der Sprachtherapeut bestand darauf, dass er die Tafel benutzte, um seine Hand-Augen-Gehirn-Koordination zu stärken, indem er ganz altmodisch mit der Hand schrieb, anstatt moderne Technik zu benutzen, wenn er sich in Face-to-Face-Situationen verständlich machen wollte.

Er kam sich vor wie ein Idiot, als er den roten Plastikgriffel nahm, der an einer Schnur an der Tafel befestigt war. Er schrieb FUCK OFF und hielt die Tafel so, dass Jenner es lesen konnte.

»Ah, Wut, die lauteste Phase der Trauer. Sehen Sie, selbst ohne Ihre Stimme können Sie sie zum Ausdruck bringen. Sie machen Fortschritte, Captain Hutchinson.«

Hutch fügte der Botschaft auf der Tafel ein »2x« hinzu.

»Ich verstehe, dass Sie ein tiefes emotionales Trauma erlitten haben.« Jenner sprach absichtlich langsam, als ob Hutch dumm wäre anstatt einfach nur unfähig zu sprechen. »Aber es ist an der Zeit. Sie müssen endlich wieder sprechen.«

Hutch kniff seine Augen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß, dass es nicht leicht ist, aber Sie sind Mitglied der Special Forces. Das hier ist also nichts im Vergleich zu dem, was Sie während Ihrer Ausbildung erlebt haben oder im Kampf. Von Ihrer schwierigen Vergangenheit, die Sie überhaupt erst zur Army gebracht hat, will ich gar nicht anfangen.«

Hutch gefror das Blut in Adern. Warum musste dieser Bastard seine Kindheit zur Sprache bringen?

Jenner lächelte, als ob er nicht gerade kurz davor stünde, eine Faust in seine Visage zu kriegen. »Eine Mutter mit einer Persönlichkeitsstörung. Eine endlose Reihe von Männern, die bei ihr ein und ausgingen, was Sie und Ihre kleine Schwester ebenfalls verstört hat. Sie haben viel gekämpft. Hart gekämpft. Kämpfen Sie auch jetzt.«

Hutchs Wut wandelte sich von loderndem Rot zu gasflammendem Blau. Seine Mutter war keine Heilige gewesen, aber sie hatte ihr Bestes gegeben, und sie hatte ihn auf die einzige Weise, die sie gekannt hatte, geliebt. Er hatte keine Sekunde an ihrer Liebe gezweifelt, selbst als sie gebrüllt hatte, dass sie ihn hasste. Wie konnte dieses Ekelpaket es wagen, schlecht über seine Mutter zu reden?

»Sie würden mir gerne die Meinung geigen, stimmt's?«, höhnte Jenners. »Dann tun Sie's doch.«

Der Psychologe reizte ihn absichtlich und versuchte, eine

Reaktion zu provozieren. Diesen Gefallen würde Hutch ihm nicht tun. Unter größter Kraftaufwendung öffnete er seine Fäuste und atmete tief ein, bis ganz hinunter in seine Lungen.

Hielt die Luft an.

»Tapfer sein bedeutet, Angst zu haben und es trotzdem zu tun, oder?« Jenners Stimme wurde weicher.

Alle im Raum beobachteten sie gespannt, bereit, schnell zu reagieren, falls es zur Explosion kam.

Hutch atmete aus, fühlte, wie seine Muskeln sich entspannten, doch seine Wut verflog nicht, sondern wurde dunkler, roch nach Schwefel.

»Sprechen Sie«, befahl Jenner, als ob es so einfach wäre.

Hutchs Kehle verkrampfte sich, so wie sie es jedes Mal tat, wenn der Sprachtherapeut mit ihm arbeitete. Er biss seine Zähne zusammen, um nicht zusammenzuzucken. Keiner schien es zu begreifen. Er konnte einfach nicht sprechen. Seine Luftröhre war zu kaputt.

Anscheinend waren alle der Überzeugung, er würde nicht sprechen, weil er nicht sprechen wollte. Mehr als alles andere auf der Welt wollte er seine Stimme zurück, damit er die Familien der Männer besuchen konnte, die an seiner Seite gekämpft hatten. Ihnen gegenübertreten und sagen, wie tapfer ihre Söhne und Väter, Brüder und Onkel gewesen waren. Wie viel Herzblut, Willenskraft und eiserne Disziplin sie besessen hatten.

Seine Pilgerreise würde genauso schmerzhaft für ihn werden wie für die Familien, doch sein Schmerz zählte nicht. Hutch wusste, dass der Heilungsprozess der Familien erst beginnen konnte, wenn er diese Reise gemacht hatte. Es war seine verdammte Pflicht.

Doch jetzt im Moment wollte er seine Stimme nur zurück, damit er schreien konnte, toben, Gott verfluchen und allen sagen, dass sie zur Hölle fahren sollten. Kein Soldat konnte eine Einsatznachbesprechung abhalten, ohne zu sprechen. Alles, was er in dieser gottverdammten afghanischen Wüste erlebt hatte, war immer noch tief in ihm eingeschlossen. Wie sollte ein Mann ohne eine Stimme, mit der er schreien konnte, seinen Schmerz loswerden?

Die fünf anderen Mitglieder seiner Selbsthilfegruppe – genau die gleiche Anzahl wie die Soldaten, die wegen Huch ihr Leben verloren hatten – starrten ihn an und warteten darauf, dass er sprechen würde. Er konnte es in ihren Gesichtern sehen. Sie standen auf Jenners Seite.

Er fühlte sich so einsam wie in dem Moment, als er durch die Straßen von Aliabad gestolpert war, ohne sich wirklich bewusst zu sein, dass er getroffen worden war. Nur am Rande bemerkte er, dass sein Helm weg war, weil ihm die Sonne gnadenlos auf den Kopf brannte. Die Körper seines Teams lagen um ihn verteilt – tot oder sterbend. Sie kreischten vor Schmerz, schrien seinen Namen, flehten um seine Hilfe.

Reden.

Er hatte geredet, als sie aus dem Hinterhalt angegriffen worden waren. Hatte versucht, die düstere Stimmung aufzuheben, die sich verbreitet hatte, nachdem klar geworden war, dass der Top-Al-Qaida-Mann, denn sie in Abas Ghar hätten aufspüren sollen, längst über alle Berge war. Er hatte irgendetwas völlig Belangloses gefaselt. Wer war heißer, Olivia Wilde oder Emma Stone?

Es war poetische Gerechtigkeit, dass ausgerechnet ein Teil eines Schrapnells während des Angriffs seinen Weg in seinen

Hals gefunden und ihn für immer zum Verstummen gebracht hatte. Das war das Kreuz, das er tragen musste. Seine lebenslange Strafe. Er konnte nicht sprechen. Er verdiente es nicht, sprechen zu können.

Jenner kam näher, bis er direkt vor Hutch stand. »Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter.«

Blinde Wut legte sich wie eine Schlinge um seinen Hals und nahm ihm die Luft.

Er ballte die Fäuste und sprang auf. Sein Klappstuhl krachte hinter ihm zu Boden. Die Wucht des Aufpralls ließ die Luft im Raum vibrieren.

Die Soldaten reagierten sofort. Sie sprangen auf die Füße, griffen nach den Waffen, die sie nicht trugen, bereit, gegen unsichtbare Feinde zu kämpfen. Selbst der beinlose GI, der offensichtlich vergessen hatte, dass er keine Beine mehr hatte, war auf dem Boden und stieß wilde Flüche aus.

Hutch wollte dem Kerl wieder auf seinen Stuhl helfen, aber er kam nur einen Schritt weit.

Jenner nickte den beiden Soldaten zu, die links und rechts von Hutch gesessen hatten, und sie schleuderten ihn zu Boden.

Er hatte die wichtigste Regel verletzt, die es zu beachten galt, wenn man sich in einem Raum voller Menschen mit einer PTBS befand: Keine plötzlichen lauten Geräusche. Hutch lag unter einem GI, der ihm ein Knie in die Lungen gerammt hatte, und rang nach Luft. Eine Hand presste sein Gesicht brutal auf den Steinboden, und er konnte Jenners Stiefel riechen, der offenbar in Hundescheiße getreten war.

Ja, er hasste die Gruppentherapie wirklich.

*Hot Legs Spa, Twilight, Texas*  
*1. Dezember*

Der würzige Duft von Lebkuchen erfüllte den abgedunkelten Massageraum und erinnerte an die bevorstehenden Feiertage. Die einzige Lichtquelle war ein Teelicht in einem Kerzenhalter, der die Farbe von Kürbiskuchen trug und auf einem schwarz lackierten Regalbrett stand. Ganz innen flackerte die Flamme hellblau, umschlossen von einem tanzen- den Weißgelb, das ganz außen in ein tiefes Orangerot über- ging. Aus den Lautsprechern der Stereoanlage plätscherte sanfte Musik, eine einzelne Flöte, die einen langen, schwer- mütigen Ton hielt. Das seidige Gefühl von Öl liebteste nackte Haut.

Normalerweise war die Masseurin Meredith Sommers völ- lig in ihre Arbeit vertieft und konzentrierte sich nur darauf, ihren Kunden ein gutes Gefühl zu schenken, was wiederum eine meditative Ruhe in ihr hervorrief.

Nicht aber heute.

Heute schaffte sie es einfach nicht, die innere Stimme zum Schweigen zu bringen, die ihr zuflüsterte: Etwas stimmt nicht.

Sie hatte gelernt, dass sie diese Stimme nicht ignorieren durfte. In den vergangenen fünf Jahren hatte das ihr Leben mehr als einmal gerettet.

Dieses Mal war es jedoch nicht ihr eigenes Wohlergehen, um das sie sich Sorgen machte, sondern das ihrer Vermiete- rin und Mitbewohnerin Ashley Hutchinson. Gestern Abend war Ashley mit einem neuen Mann ausgegangen und hatte ihre vierjährige Tochter Kimmie in Meredith's Obhut gelas-

sen. Meredith hatte es überhaupt nichts ausgemacht. Sie liebte das kleine Mädchen, das so alt war wie ihr eigener Sohn Ben.

»Du brauchst nicht auf mich zu warten«, hatte Ashley auf dem Weg zur Tür gesagt. »Wenn alles gut läuft, hab ich keine Ahnung, wann ich heimkomme.« Dann hatte sie ihr zugezwinkert und war verschwunden.

Meredith hatte nicht gewusst, was sie davon halten sollte. Sie war nicht in der Position, Ashley zu sagen, wie sie ihr Leben zu leben hatte, aber der Gedanke, dass ihre Mitbewohnerin plante, gleich am ersten Abend Sex mit einem Mann zu haben, den sie kaum kannte, behagte ihr überhaupt nicht. Sie verstand, warum Ashley ihre Verabredung in einem Club in Fort Worth traf – solange man nicht wusste, ob man einem Mann trauen konnte, wollte man ihn lieber nicht in der Nähe seines Hauses und seines Kindes haben –, aber Meredith wünschte, sie hätte den Kerl vorher einmal getroffen, um sich ein Bild von ihm zu machen und ihn besser einschätzen zu können.

Und dann was? Ashley von ihm abraten, wenn ihr Bauchgefühl ihr sagte, dass der Kerl nicht okay war? Ashley war eine erwachsene Frau. Sie durfte ihre eigenen Fehler machen.

Dennoch wünschte sich Meredith, jemand hätte sie vor fünf Jahren gewarnt, bevor sie ...

Aber das war längst Vergangenheit, oder? Sie konnte es nicht rückgängig machen. Und außerdem: egal wie schrecklich die letzten paar Jahre gewesen waren, wenn sie nicht so gelebt hätte, wie sie es getan hatte, dann hätte sie jetzt nicht ihren Sohn Ben.

Und er war jeden Preis wert.

Als Ashleys Wagen heute Morgen nicht in der Einfahrt gestanden hatte und ihr Bett unbenutzt gewesen war, hatte Meredith sich gesagt, dass sie sich keine Sorgen machen sollte. Anscheinend hatte es zwischen Ashley und ihrem Date gefunkt und sie hatte die Nacht bei ihm verbracht. Meredith hatte Kimmie zusammen mit Ben für den Kindergarten fertiggemacht und sich eine Erklärung für die Abwesenheit ihrer Mutter ausgedacht. Hoffentlich machte sich Ashley ihre Schäferstündchen außerhalb der Stadt nicht zur Gewohnheit und blieb nun öfter über Nacht weg.

Seit sechs Wochen wohnte Meredith nun im ersten Stock von Ashleys Haus, und bisher hatten sie sich wunderbar arrangiert. Aber wenn Ashley sich als eine dieser alleinerziehenden Mütter erweisen würde, die ihre Kinder vernachlässigten, sobald ein Mann in ihr Leben trat, würde Meredith nicht damit klarkommen. Sie müsste wieder umziehen, egal wie pleite sie war.

Bevor sie zur Arbeit gegangen war, hatte sie Ashley eine SMS geschickt und gefragt, wann sie nach Hause kommen würde. Jetzt war es fast schon Mittag, aber sie hatte immer noch keine Antwort von ihrer Mitbewohnerin erhalten.

»Jane?«, sagte Raylene Pringle, die ältere Dame auf Meredith's Massageliege. Jemand hatte Meredith erzählt, dass Raylene früher mal Cheerleader bei den Dallas Cowboys gewesen war, aber selbst ohne dieses Wissen konnte Meredith anhand des Muskeltonus sagen, dass ihre Kundin den Großteil ihres Lebens Sport getrieben hatte.

»Jane?«

»Ja?« Meredith blinzelte. O nein! In ihrer Sorge um Ashley hatte sie doch glatt ihren aktuellen Tarnnamen vergessen.



»Ich habe dreimal ihren Namen gerufen. Ist alles in Ordnung?«

»Es tut mir leid. Ich hab nur vor mich hin geträumt.«

»Das hab ich gemerkt. Sie kneten immer die gleiche Stelle an meiner Wade.«

»Bitte entschuldigen Sie.«

»Kein Problem«, sagte Raylene. »Das passiert doch jedem mal. Es erinnert mich an eine Hundedame, die ich mal hatte. Ihr Name war Elspeth und wir hatten sie aus dem Tierheim. Sie hatte etwas von einem Australischen Schäferhund im Blut, und ihr Fell hatte das schönste Silberblau, das man sich nur vorstellen kann. Ihr ursprünglicher Besitzer ging ins Seniorenheim und konnte sich nicht mehr um sie kümmern.«

»Das war bestimmt hart für den Besitzer.«

»Ich habe versucht, sie Tequila zu nennen, passend zur Horny Toad Tavern, die Earl und ich zu der Zeit noch besaßen, aber der Hund wollte nichts davon wissen. Wenn ich sie bei ihrem neuen Namen rief, weigerte sie sich schlichtweg, zu mir zu kommen. Irgendwann hat sich die ganze Nachbarschaft darüber lustig gemacht. ›Da ist Raylene und schreit mal wieder nach Tequila. Kann ihr nicht endlich jemand einen Tequila bringen?‹ Irgendwann hab ich aufgegeben und sie einfach wieder Elspeth genannt.«

»Drehen Sie sich bitte auf den Rücken, Mrs Pringle, und stellen Sie das Kopfteil ganz nach unten«, wies Meredith Raylene an, während sie das Tuch hob und ihren Blick abwendete, um ihrer Kundin Privatsphäre zu geben.

Raylene tat, wie ihr geheißen, und Meredith rollte mit ihrem Stuhl zum Kopfende der Massagebank, um den Kopf der älteren Dame zu massieren.

»Sie haben so sanfte Hände.« Raylene hatte die Augen geschlossen.

»Danke.«

Raylene öffnete ein Auge und schielte zu ihr hoch. »Für mich sehen Sie überhaupt nicht aus wie eine Jane.«

Einen panischen Moment lang dachte Jane: Sie ahnt etwas! Ihre Lungen verkrampften sich, ihr Puls wurde schneller und ihre Haut prickelte. Beruhige dich. Atme ganz tief. Warum sollte Mrs Pringle etwas wissen? »Wie sehe ich denn aus?«

»Jane ist so ein Allerweltsname. Sie wissen schon: burschikos, sommersprossig, Jeans und T-Shirt, offen, süß, so wie Ihre Nachbarin Flynn Calloway. Sie hingegen ...« Raylene hielt inne. »Sie wirken so hoheitsvoll. Ruhig. Reserviert. Diese hohen Wangenknochen und die Alabasterhaut. Sie brauchen einen Namen, der zu Ihnen passt. Cassandra oder Alexandria oder ...«

»Cleopatra?«

Raylene streckte eine Hand unter dem Tuch hervor und deutete mit einem Finger auf Meredith. »Sie haben außerdem einen trockenen Humor.«

»Haben Janes denn keinen Sinn für Humor?«

»Zum Teufel, nein. Janes neigen eher zur Selbstironie.«

»Und welche Art von Humor haben Raylenes?«

»Schlüpfrig natürlich.« Raylene kicherte.

»Sie haben anscheinend viel über Namen und Humor nachgedacht. Ich hatte keine Ahnung, dass das Thema so komplex ist«, scherzte Meredith.

»Das kommt daher, dass ich sonst nichts zu tun habe, wenn ich hier liege.«

»Sie sollen sich doch entspannen.«

»Leichter gesagt, als getan. Ich habe nur angefangen, mich massieren zu lassen, weil mein Kardiologe es empfohlen hat.«

»Atmen Sie tief ein und aus und lassen Sie alles locker.« Meredith' Puls verlangsamte sich wieder. Raylene machte nur Smalltalk, weil Meredith nicht geantwortet hatte, als sie sie angesprochen hatte. Aber sie musste wirklich besser aufpassen. Jane. Jane. Ihr Name war Jane.

Ein paar Minuten später beendete Meredith die Massage. »Sie können sich jetzt anziehen. Kommen Sie einfach raus, wenn Sie fertig sind.«

Sie trat in den Flur, zog ihr Handy aus der Tasche, schaltete den Flugmodus aus und wartete einen Moment, um zu sehen, ob Ashley ihr geschrieben oder versucht hatte, sie anzurufen, während sie im Massageraum gewesen war.

Nichts.

Ihr Herz rutschte ihr in die Hose, schwer wie ein eiserner Anker. Sie tippte eine Nachricht an ihre Mitbewohnerin. Alles OK?

Raylene kam aus dem Massageraum und Meredith reichte ihr eine gekühlte Flasche Mineralwasser. »Trinken Sie viel Wasser, um Ihren Körper gut durchzuspülen.«

»Danke, meine Liebe.«

Raylene beugte sich zu ihr, um einen Hundert-Dollar-Schein in die Tasche von Meredith' Kittel zu stecken. »Frohe Weihnachten.«

»Warten Sie, Mrs Pringle, das ist viel zu viel«, protestierte Meredith und fischte den Schein wieder aus ihrer Tasche. Sei still und nimm es. Damit kannst du die Weihnachtsgeschenke bezahlen, die du für Ben zurücklegen lassen hast.

Raylene nahm Meredith‘ Hände in ihre. »Nehmen Sie es an, bitte. Ich weiß, wie es ist, wenn man an Weihnachten pleite ist.«

»Sie?« Soweit Meredith wusste, gehörten Raylene und Earl Pringle zu den reichsten Leuten in Twilight.

»Meine Liebe, ich bin auf der falschen Seite der Bahnlinie aufgewachsen. Erst nachdem man Öl auf dem Land von Earls Familie gefunden hat, hatten wir genug Geld, um uns einen Nachttopf zu leisten. Nehmen Sie’s schon.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, dass ich es brauchen könnte?«

»Sie sind alleinerziehende Mutter und wohnen zur Untermiete bei Ashley Hutchinson. Das sagt alles. Und jetzt will ich nichts mehr darüber hören.«

Meredith straffte ihre Schultern. »Ich weiß die Geste wirklich zu schätzen, aber bitte spenden Sie das Geld dem Weihnachtsengel-Wohltätigkeitsverein, dem Sie angehören. Es gibt viele Leute, die das Geld mehr brauchen als ich. Oh, und warten Sie eine Sekunde.«

Sie eilte in den Mitarbeiterraum, nahm ihre Handtasche aus dem Spind und öffnete ihr abgewetztes braunes Portemonnaie. Es waren ein Zwanzig-Dollar-Schein und sechzehn Cent darin. Sie schluckte. Sie hatte kein Konto bei der Bank – nicht seit, ach, egal –, und das war alles, was sie besaß. Aber es hatte Zeiten gegeben, in denen sie keinen Viertel Dollar besessen hatte, und am Freitag war Zahltag. Sie hatte genug Lebensmittel zu Hause, Benzin im Minivan und ungefähr sechs oder sieben Dollar in Münzen auf ihrer Frisierkommode liegen. Sie würde über die Runden kommen. Nicht so die Mütter der Kinder, deren Namen am Engelsbaum hingen.

Entschieden zog sie die zwanzig Dollar aus ihrem Portemonnaie und nahm sie mit zu Mrs Pringle. »Hier, bitte werfen Sie das mit in den Spendentopf.«

Mrs Pringle runzelte die Stirn. »Sind Sie sicher?«

»Absolut. Ich wünschte nur, ich könnte Ihnen mehr Geld geben.«

»Das ist sehr nett von Ihnen.« Raylene berührte Meredith an der Schulter und schaute sie mit einer Mischung aus Sympathie und Bewunderung an. »Haben Sie vor, zu unserem jährlichen Plätzchentausch am Freitagabend zu kommen? Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie dabei wären. Die Party findet bei mir zu Hause statt. Ich schicke Ihnen die Wegbeschreibung per E-Mail.«

Raylene war die fünfte, die sie zu dieser Party einlud. Sie konnte nicht hin. Es würde bedeuten, dass sie Geld für die Plätzchenzutaten ausgeben musste und einen Babysitter für Ben brauchte. »Danke für die Einladung, aber ich bin ein ziemlicher Partymuffel.«

»Beim Plätzchentausch gibt es nur fünf Regeln«, sagte Raylene mit schmeichelnder Stimme.

»Ich wusste nicht, dass es überhaupt Regeln gibt.«

»Oh, doch. Keine Männer. Keine Kinder. Nichts Gekauftes. Keine Schokoplätzchen. Und keinen Tratsch.«

»Warum keine Schokoplätzchen? Mag die nicht jeder am liebsten?«

»Genau deswegen gibt es diese Regel, weil sie alle anderen Sorten in den Hintergrund drängen. Weihnachten ist die Zeit, in der auch den anderen Plätzchen gebührend Aufmerksamkeit geschenkt werden soll.«

»Ich verstehe.«

»Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Regeln. Jemand missachtet immer die Keinen-Tratsch-Regel, und normalerweise bin das ich.« Sie zwinkerte ihr verschwörerisch zu. Die Frau war wirklich der Knaller. »Die Buchhandlung veranstaltet während des Plätzchentauschs eine Pyjamaparty für die Kinder. Es gibt Plätzchen und heiße Schokolade und es werden Weihnachtsgeschichten vorgelesen. Ihr Junge hätte bestimmt seinen Spaß.«

»Wir werden sehen.«

»Sie müssen mehr ausgehen«, drängte Raylene. »Sie werden Twilight lieben, sobald Sie mal alle kennen. Wir sind nämlich ziemlich nett.«

Die Wahrheit war, dass Meredith sich längst in das male-  
rische kleine Städtchen am Seeufer verliebt hatte, in dessen  
Nähe sie sich zufälligerweise befunden hatte, als ihr Minivan  
in der Woche vor Halloween seinen Geist aufgegeben hatte.  
Mit seinen interessanten Boutiquen, tollen Restaurants, der  
bewegten Geschichte und den liebenswert-verschrobenen  
Einwohnern war es ein Ort, an dem man sich sehr leicht zu-  
hause fühlen konnte.

Aber das durfte sie nicht zulassen. Sie würde sich nie  
dauerhaft irgendwo niederlassen können. Nicht solange ...

Das Klingeln ihres Handys unterbrach diesen Gedan-  
ken.

»Gehen Sie ruhig ran«, sagte Raylene und ging in Rich-  
tung Rezeption. »Aber kommen Sie bitte zu der Party. Ohne  
Sie wäre es nur halb so schön.«

Meredith hob eine Hand zum Abschied und blickte dann  
schnell auf den Namen des Anrufers. Ashley. Gott sei Dank.  
Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und lehnte sich mit einer

Schulter gegen die Wand, weil sie sich vor Erleichterung ganz schwach fühlte.

»Wo bist du?«, fragte Meredith. »Geht es dir gut?«

»O Jane! Ich fühl mich mehr als gut!«, rief Ashley aus. »Der Mann hat mich völlig umgehauen.«

Die Härchen auf Meredith' Arm stellten sich auf, und das Schrillen ihrer inneren Alarmglocken verstärkte das un-gute Gefühl in ihrem Bauch. »Das ist kein gutes Zeichen. Es hört sich gut an, es klingt romantisch, aber wenn es um Männer geht, muss man mit beiden Beinen fest auf dem Boden bleiben. Kein Umhauenlassen erlaubt. Auf gar kei-nen Fall.«

»O Mann, jetzt sei doch nicht so eine Spielverderberin.«

»Du musst auf mich hören«, warnte Meredith. Angst schnürte ihr die Kehle zu. »Du kannst den Gefühlen, die du gerade hast, nicht trauen. Es sind nur die Lust und die Hormone, mehr nicht.«

»War es so bei dir und Bens Vater?«

Eine eisige Kälte ergriff von Meredith' Körper Besitz, wie ein Februarwind, der durch die sibirische Tundra fegt. Ihre Finger verkrampften sich um das Handy. Ashleys war-mes, heiteres Lachen stand in scharfem Kontrast zu den Polareiskappen der Angst, die ihr Blut zum Gefrieren brachten.

»Ja«, antwortete sie. »Bens Vater hat mich anfangs völlig umgehauen, und es hat ganz böse geendet. Komm heim, dann können wir darüber reden.«

»Keine Sorge, ich bin nicht du und Eric ist nicht dein Ex-mann.«

»Du idealisierst den Kerl.«

»Und du hörst dich eifersüchtig an.« Ashleys Stimme klang jetzt gereizt.

»Ich bin nicht eifersüchtig, ehrlich ...«

»Dann freu dich für mich. Ich habe meinen Traumprinzen gefunden. Er muss geschäftlich nach Acapulco und nimmt mich mit.«

»Wann?«

»Jetzt.«

»Was?«

»Wir sind am Flughafen in Dallas und steigen gleich ins Flugzeug.«

»Du kennst diesen Mann kaum!«

»Ein Blick in seine Augen hat genügt und ich wusste alles über ihn. Er ist mein Seelenverwandter.«

»Ashley, steig nicht in dieses Flugzeug ein!«

Eine andere Masseurin, die gerade vorbeikam, blieb stehen und fragte: »Ist alles in Ordnung, Jane?«

Meredith rang sich ein Lächeln ab und formte *Alles gut* mit ihren Lippen.

»Nach der letzten Nacht kenne ich ihn besser, als du es dir vorstellen kannst.« Ashley kicherte vielsagend. »Wie auch immer – kannst du auf Kimmie aufpassen, bis ich zurück bin? Ich bezahl dich natürlich dafür. Ich weiß, dass du das Geld brauchst.«

»Nein, ich werde dir nicht erlauben ...«

»Vielen Dank«, sagte Ashley atemlos. »Du bist die Beste.«

Offensichtlich brachte es nichts, mit ihrer Mitbewohnerin zu schimpfen. »Warte, warte. Leg nicht auf. Wann kommst du zurück?«

»Weiß ich noch nicht.«



»Vor Weihnachten?«

»Oh, sicher. Weihnachten würde ich mir nie entgehen lassen.«

»Wo wirst du wohnen?«

»In einer privaten Villa, die Erics Firma gehört.«

»Was für eine Firma ist das?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Ashley ...« Meredith wollte gerade wieder anfangen zu schimpfen, hielt aber inne. In der Therapie hatte sie gelernt, dass man keinen Einfluss auf das Tun anderer Leute hatte. Aber etwas verstandesmäßig zu wissen und es gefühlsmäßig zu akzeptieren waren zwei Paar Stiefel.

An Ashleys Ende der Leitung verkündete eine weibliche Stimme, dass der American-Airlines-Flug nach Acapulco bereit sei fürs Boarding und unterbrach so ihre Unterhaltung.

»Ich muss los. Sag Kimmie, dass ich sie sehr liebe.«

»Bitte, tu das nicht.«

»Du machst dir zu viele Sorgen, Jane. Du musst mehr auf deinen Bauch hören.«

»Mein Bauch sagt mir, dass es eine schrecklich dumme Idee ist.«

»Ich versuche, dich anzurufen, wenn wir angekommen sind, aber Eric meint, der Handyempfang ist da sehr schlecht.«

»Überleg doch mal. Was, wenn der Kerl ein Serienmörder ist?«

»Du schaust zu viel fern. Mir geht es gut. Eric ist fantastisch. Der beste Liebhaber überhaupt, so nett und aufmerksam und äußerst charmant.«

»Soziopathen sind immer äußerst charmant. So locken sie

dich an, und sobald du in ihren Fängen bist, zeigen sie ihr wahres Gesicht.«

»Du hast wirklich ein ernsthaftes Problem mit deinem Vertrauen in andere Menschen, Jane. Entspann dich. Alles wird gut gehen.«

»Aber was, wenn nicht, und du nie mehr nach Hause kommst? Was geschieht dann mit Kimmie?«, fragte Meredith.

»Mir wird nichts passieren, aber zu deiner Beruhigung, du Schwarzmalerin: Mein Bruder wird Kimmie zu sich nehmen, wenn mir was passieren sollte.«

Verwirrt schüttelte Meredith den Kopf. »Du hast einen Bruder? Du hast mir nie von ihm erzählt.«

»Wir kommen nicht so gut miteinander aus. Er ist zu rechthaberisch, aber er liebt Kimmie mehr als alles andere auf der Welt.«

»Wie heißt er? Wo ist er? Wie erreiche ich ihn?«

»Ups, letzter Aufruf. Ich muss jetzt wirklich Schluss machen.«

»Steig nicht in dieses Flugzeug«, flehte Meredith.

Aber Ashley hatte schon aufgelegt.